Paul Rössler. 2005. *Schreibvariation – Sprachregion – Konfession. Graphematik und Morphologie in österreichischen und bayerischen Drucken vom 16. bis ins 18. Jahrhundert* (Schriften zur deutschen Sprache in Österreich 35). Frankfurt am Main u. a.: Peter Lang, 426 S.

Franz Patocka

Universität Wien
Institut für Germanistik
Dr.-Karl-Lueger-Ring 1
A-1010 Wien
franz.patocka@univie.ac.at

Die Erforschung des Frühneuhochdeutschen hat in den letzten Jahrzehnten einen gewaltigen Aufschwung erfahren, womit die lange tradierte Beurteilung des Zeitraumes etwa zwischen 1350 und 1650 als „Übergangszeit“, als eines mehr oder weniger regellosen Interludiums zwischen dem Mittelhochdeutschen und dem in geordneten Bahnen fließenden Neuhochdeutschen, endgültig der Vergangenheit angehört. Das Frühneuhochdeutsche hat nun schon lange Zeit einen fest etablierten Platz in der Sprachgeschichtsforschung inne, und nicht zuletzt in Bezug auf das Werden der neuhochdeutschen Schriftsprache sind nach der Überwindung der oftmals zu kurz greifenden Ansätze bedeutende Fortschritte erzielt worden. Die Genese der verbindlichen deutschen Schriftsprache wird heute wesentlich differenzierter gesehen als noch vor wenigen Jahrzehnten, und damit konnten die teilweise allzu geradlinigen Erklärungsversuche z. B. von Karl Müllenhoff, Konrad Burdach oder Theodor Frings in wesentlichen Teilen berichtigt bzw. in ihrem Stellenwert relativiert werden. Was aber immer noch ungenügend aufgearbeitet zu sein scheint, ist die Sonderstellung des deutschsprachigen Südens, besonders des bayerischen und österreichischen Raumes und damit verbunden auch die Einbeziehung des Anteiles, den die einstmals spezifisch südöstlichen Formen am Gesamtbild der deutschen Schriftsprache haben. Die vorhandenen Sprachgeschichten betonen ausnahmslos die herausragende Bedeutung des Ostmitteldeutschen in diesem Prozess, und sie gehen teilweise auch andeutungsweise auf regionale Verhältnisse ein, doch kommen die Verhältnisse im Süden bzw. Südosten dabei meist zu kurz. Das hat freilich mit der teleologischen Ausrichtung der Sprachgeschichtsschreibung zu tun, die vollkommen zu Recht feststellt, dass Mitte des 17. Jahrhunderts eine ostmitteldeutsche Schreibform existiert, die bis heute die Gestalt der verbindlichen, überregionalen deutschen Schriftsprache bestimmt. Es wird aber oft verschwiegen bzw. nicht ausreichend gewürdigt, dass der bayerische und österreichische Südosten des deutschen Sprachraumes bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts eigene Entwicklungslinien verfolgt, die im

Wesentlichen durch die konfessionelle Spaltung im Zuge von Reformation und Gegenreformation begründet ist. Erst mit der aufklärerischen Politik in Österreich und Bayern (ab 1750 bzw. 1760), die den Grundstein zu einer überregional gültigen Schriftlichkeit legt, kann man für diese Teile des deutschen Sprach- bzw. Schreibraumes von einem Ende der frühneuhochdeutschen Periode sprechen, also ein gutes Jahrhundert nach der üblicherweise angesetzten Epochengrenze.

Paul Rössler stellt sich der großen Herausforderung, die Forschungslücke wenigstens zum Teil zu schließen, indem er anhand von Drucken aus dem bayerischen und österreichischen Raum die graphematischen und morphologischen Entwicklungen in der Zeit zwischen dem Anfang des 16. und der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nachzeichnet. Der ihn interessierende Zeitraum erstreckt sich zwischen 1530 und 1765. Sein Konzept, das sich im Untertitel seiner für den Druck adaptierten Wiener Habilitationsschrift widerspiegelt, ist ein dreifaches. Er möchte zum einen die graphematische und morphologische Variation in den Drucken innerhalb der abgesteckten Zeitspanne in den Griff bekommen, zum anderen das für diese Großregionen Kennzeichnende, drittens die auf konfessionelle Gegensätze zurückzuführenden sprachlichen bzw. graphematischen Auswirkungen. Sein Korpus aus 87 Texten mit insgesamt 1.856 Druckseiten ist in acht Zeitschnitte unterteilt (1530, 1565, 1600, 1630, 1660, 1690, 1720 und 1765) und enthält Zeugnisse aus den österreichischen Druckerstädten Wien, Graz, Klagenfurt, Salzburg, Linz, Innsbruck sowie aus dem oberbayerischen München und dem niederbayerischen Passau. Der Verfasser verzichtet dabei bewusst auf eine Homogenität in der Auswahl der Textsorten, da er sich durch die Einbeziehung von Drucken profanen wie auch geistlichen Inhaltes auch die Möglichkeit verspricht, „textsortenspezifische Vergleiche sowohl im Synchronschnitt als auch in ihrer diachronen Entwicklung“ (S. 26) anzustellen.

Die untersuchten Phänomene in den Drucken entsprechen in groben Zügen den in sprachgeschichtlichen bzw. historisch-dialektalen Zusammenhängen genannten Unterschieden zwischen dem (Ost-)Mitteldeutschen und (Ost-)Oberdeutschen. Es handelt es sich im Wesentlichen um folgende Phänomenkomplexe – abgesehen von einer Reihe davon abgeleiteter Fragestellungen, auf deren Nennung hier verzichtet wird:

- Entsprechungen von mhd. *î* und *eî*, also Unterscheidung der frnhd. Fortsetzungen (<ei>/<ey> vs. <ai>/<ay>) oder deren Zusammenfall in <ei>/<ey>;
- Entsprechungen der mhd. fallenden Diphthonge *ie* – *uo* – *üe* bzw. der Dehnungsvokale *ī* – *ū* – *ȳ*; hierbei geht es zunächst um die Frage, ob und in welcher Weise sich die nhd. Monophthongierung in den Drucken niederschlägt, sodann auch um den Gebrauch von Digraphen bzw. Diakritika;
- Erhaltung oder Senkung von mhd. *u* bzw. *ü* vor Nasalen;

- Wiedergabe von mhd. *k*;
- Variation von initialem frnhd. <p> bzw. ;
- Schreibung von Einfach- gegenüber Mehrfachkonsonanz in medialer und finalen Position (<ff>/<f> bzw. <ss>/<s>);
- Variation von *nicht/nit*;
- Variation beim Abstraktsuffix *-niß/-nis* vs. *-nüß/-nüs* vs. *-nuß-/nus*;
- finales *-e* vs. Apokopierung in den Formen *ihm(e)*, *ihn(e)*, *dem(e)*, weiters in verschiedenen Substantivformen (z. B. im Dativ des Singulars);
- verschiedene Varianten in der Adjektivflexion (z. B. im Typ *der junge Herr* vs. *der junge Herr*);
- verschiedene Varianten in der verbalen Endungsflexion (z. B. *er/sie/es lehret* vs. *lehrt*).

Die obige Aufzählung spiegelt die Fülle der behandelten Phänomene nur andeutungsweise wider; so geht Rössler etwa ausführlich auf die Allographie <i> vs. <y> ein oder auch auf spezifische Probleme wie die Entwicklung der Schreibung des unbestimmten Artikels.

Dem gesteckten Ziel, die Variation insgesamt, die Entwicklung des Schreibusus im Südosten im Gegensatz zu den ostmitteldeutschen Verhältnissen sowie den Faktor „Konfession“ im Zeitraum zwischen Reformation und Aufklärung aufzuzeigen, nähert sich der Verfasser mit ausführlichen verbalen Analysen, unterstützt und veranschaulicht durch zahlreiche Diagramme und Tabellen. Insgesamt ist die Informationsdichte in dem mehr als 300 Seiten umfassenden Analyseteil sehr hoch, und die Einzelbefunde sind penibel herausgearbeitet. Leider sind die Diagramme teilweise kaum intentionsgerecht lesbar, da die Druckqualität ein Auseinanderhalten der verschiedenen verwendeten Graustufen bzw. Schraffuren nur schwer ermöglicht.

Der Leserschaft, die weniger an den Einzelanalysen interessiert ist als vielmehr an den größeren Zusammenhängen, kommt der Autor im Kapitel „Ergebnisse“ (S. 333-368) entgegen. Besonders hervorzuheben ist dabei die Zusammenfassung der Einzelentwicklungen in Form einer ausführlich kommentierten Tabelle (S. 359), die es erlaubt, Varianz bzw. Verfestigung zu Gunsten einer bestimmten Graphie im Untersuchungszeitraum optisch rasch zu erfassen. So etwa wird deutlich, dass die oberdeutsche Unterscheidung von mhd. *ī* und *ei* in Form von <ei> vs. <ai> zwischen 1530 und 1600 nach und nach aufgegeben wird, in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts aber wieder eine „Renaissance“ erlebt. Ähnliches gilt z. B. auch für die Schreibungen der mhd. Diphthonge *uo* und *üe*. Auch hier ist in den untersuchten Drucken zunächst überwiegend die oberdeutsche Graphie zu beobachten, die auf eine diphthongische Realisierung hindeutet; bis 1600 wird sie von der monophthongischen Variante fast verdrängt, erfährt aber eine Wiederbelebung. In beiden Fällen darf man wohl mutmaßen, dass die Renaissance der oberdeutschen Graphie mit ei-

ner Vermeidung der mit dem Protestantismus assoziierten Formen zu tun hat. Diese Phase ist aber nur von kurzer Dauer, denn spätestens um 1690 regieren wieder die mitteldeutschen Schreibformen. In anderen Fällen, wie z. B. oberdeutsch *nit* vs. mitteldeutsch *nicht*, behauptet sich die erstere wesentlich länger. So ist um 1630 zwar ein ausgeglichenes Verhältnis zwischen den beiden Varianten der Negationspartikel zu verzeichnen, doch dauert das Nebeneinander bis zum Ende des Untersuchungszeitraumes an; erst um 1765 herrscht *nicht* unangefochten (Wien bildet hier eine Ausnahme, indem sich die Form *nicht* schon früher verfestigt). Bei einem anderen Teil der untersuchten Phänomene ist der Übergang zu den mitteldeutschen Formen schon um 1600 so gut wie vollzogen. Hierher gehört etwa die Aufgabe von <kh>- bzw. <ckh>-Graphien zu Gunsten von <k> bzw. <ck>.

Der Verfasser nennt im besagten Abschnitt „Ergebnisse“ zusammenfassend die gemäß den Analysen auszumachenden „sprachinternen“ wie auch „sprachexternen“ Ursachen für die Entwicklungen in den österreichischen und bayerischen Drucken des 16. bis 18. Jahrhunderts (S. 360ff.). Zu den sprachinternen Ursachen zählt er Einflüsse von Seiten der gesprochenen Sprache, weiters die „Morphemkonstanz“, die sich als Reduktion von allographischen Varianten niederschlägt. Auch ist eine zunehmende Autonomisierung der Schrift gegenüber der gesprochenen Sprache zu beobachten, die den Einflüssen der Mündlichkeit auf die Graphie Grenzen setzt. Ein weiteres sprachinternes Moment hat mit Textsortenspezifika zu tun. So etwa ist das Flexiv *-e* offensichtlich in der Homiletik besonders beliebt. Als sprachexterne Gründe für Schreibentwicklungen nennt Rössler allen voran konfessionelle Einflüsse; diese seien aber differenziert zu beurteilen. Ein weiterer Faktor ist in der Druckereigeschichte zu sehen, und zwar im Zusammenhang mit den Folgen des Dreißigjährigen Krieges, die für kleinere Offizinen wegen der aus den Kriegswirren resultierenden Ressourcenknappheit häufig das Aus bedeuten; jetzt setzt auch ein verstärkter Zensurdruck von Seiten der landesfürstlichen Obrigkeit ein. Ein letzter, in der Schreibentwicklung der Frühaufklärung maßgeblicher sprachexterner Faktor ist in den Normierungsbestrebungen der Grammatiker zu orten. Diese führten ab der Mitte des 18. Jahrhunderts zu einer starken Reduktion von graphematischen Varianten. „Die obd. [oberdeutsche] Schreibvarietät geht so ab der Mitte des 18. Jhs. rasch verloren“ (S. 367f.).

Die sorgfältig gearbeitete und detailreiche, einzig und allein (typo)graphisch nicht restlos zufriedenstellende Untersuchung (vgl. oben) darf insofern als wichtiger Beitrag zur frühneuhochdeutschen Sprachgeschichte gelten, als hier erstmals auf der Basis eines umfänglichen Korpus der lang

anhaltenden Sonderstellung des ostoberdeutschen Sprach- bzw. Schreibraumes die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt wird. Der Verfasser ist bestrebt, das Themenrelevante herauszuarbeiten, ohne jedoch voreilige Generalisierungen aus seinen Einzelbefunden vorzunehmen. Er ist sich auch der Tatsache bewusst, dass bezüglich der Sprach- und Schreibentwicklung im oberdeutschen Süden des Sprachraumes noch sehr viel Arbeit zu erledigen ist, vor allem auf den Ebenen der Syntax, des Textes und der Pragmatik. Sein Beitrag zu graphematischen bzw. morphologischen Belangen ist jedenfalls ein bedeutender Schritt in Richtung des angestrebten Ziels, die bestehende Forschungslücke zu schließen und damit den sprachgeschichtlichen Stellenwert dieser forschungsgeschichtlich notorisch vernachlässigten Region ins rechte Licht zu rücken.